

Kenneth Anders

Viel Glück auf dem Acker

Kolumnen über Stadt und Land III

Aufland Verlag Croustillier

Kenneth Anders wurde 1969 in Naumburg/Saale geboren und wuchs bei Tharandt sowie in Eberswalde auf. Er studierte Kulturwissenschaften, Soziologie und Philosophie in Leipzig und Berlin, verfasste bis 1999 eine Dissertationsschrift im Fach Kulturgeschichte und arbeitete als freier Journalist. 2004 gründete er mit Lars Fischer das Büro für Landschaftskommunikation. Kenneth Anders ist außerdem als Publizist und Sprecher tätig.

Alle Rechte vorbehalten.
2014 Aufland Verlag GbR,
Croustillier 20, 16259 Oderaue
auflandverlag.de

Druck: Stephanus Werkstätten Bad Freienwalde
ISBN 978-3-944249-08-7

Inhalt

Glückliche Grüße vom Land

Konkurrenzlos glücklich	9
Ein guter Ort für Kinder	13
Der Auenlehm	19
Leben am Fluss	21
Klein Leipzig	25
In der Lummerland-Galaxie	29
Politik in der Provinz	31
Vögel im Oderbruch	37
Fleisch!	42
Die Provinziale	48
Wind, Wind, fröhlicher Gesell!	51
Älterwerden und Altwerden	55
Wir gehen ein Bier trinken	59
Dunkelheit	61
Die Landwirte in meinem Horizont	64
Sich selbst helfen können	71
Meine Kirche	74
Das beste Publikum in meiner Welt	79
Weiden sind schön!	83
Tanztee	87
Eine kleine Bilanz	89
Forever Young und erwachsen	93

Nachdenken über das Urlaubmachen

Geständnisse einer Reisemimose	97
Häuser in Småland. Über Baukultur	101
Über die Erinnerungskultur in Agrarlandschaften	107
Ohne Fleiß kein Preis	112

Reparieren und Selbsterhalt

Der Schulranzen	120
Frickeln und Heilemachen	122
Wie wir uns selbst erneuern	126
Helden und Motorgeräte	129
Vom Wegsehen und Abwracken	133
Äpfel und Brecht	137
Fortschritte im Haushalt	141
Wir sind nicht autark!	146

Vorurteile

Als mir einmal geholfen wurde	150
Im Alexa	153
Beim Altstadtfest	156
Die List der Vernunft	158
Das Leben ist ein Fasching	161
Bill Gates ist kein Jude	163
Wieso haben sie Schwielen?	165
Stammtische nicht verloren geben!	166
Unfreundlich	168
Neulich bei einer Party im Oderbruch	169
Regionaler Schabernack	171

Schöne und intellektuelle Menschen	173
Man muss es immer wieder sagen	175

Leere Räume sind keine Freiräume

Von den soziokulturellen Möglichkeiten der Raumpioniere	178
---	-----

Eine Entengeschichte

Gibt es Fortschritte im Stadt-Land-Dialog?	182
--	-----

Nicht meine Bahn

Warum es mir so schwer fällt, meinen Frieden mit dem modernen Schienenverkehr zu machen	186
---	-----

Irgendwann ist es mal genug

Was machen wir nun mit der nächsten Kreisreform?	193
--	-----

Black Box Fördertopf

Warum mir Fördermittel immer suspekter werden	197
---	-----

Sieben Erkenntnisse über das Leben im Oderbruch

Eine kleine Philosophie der Heimatarbeit	202
--	-----

Glückliche Grüße vom Land

Komplimente an das Oderbruch und
die ostbrandenburgische Provinz

Konkurrenzlos glücklich

Neulich fuhr ich mit einer Schubkarre zwischen dem Nachbargrundstück und unserem Garten hin und her. Drüben war ein Tank eingegraben worden und nun lag der feine Sand aus einer tieferen Schicht offen zutage. Er eignet sich sehr gut für die Kinder als Buddelsand. Die Gelegenheit war günstig, denn durch die Auenlehmschicht kommt man mit dem Spaten nur mühsam durch. Wir machten uns also ans Werk und holten uns zwanzig Karren jungfräulichen Sand, den einst die Oder hier abgelagert hatte.

Nun kamen mir zwei Spaziergänger entgegen. Die beiden waren ungefähr so alt wie ich und hatten sich eingehakt, Mann und Frau, ziemlich schick, sie mit Handtasche, er im grauen Mantel. Ich grüßte fröhlich (denn ich *war* fröhlich) und sah ihnen ins Gesicht. Die Aura, die mir entgegenschlug, unterschied sich so krass von den Menschen in meinem Alltag, dass ich wie vom Schlag gerührt stehenblieb: Ein Flirren im Blick, eine hochgezogene Oberlippe, die an das Flehmen bei Tieren

erinnerte, ein *Was will der*, ein *Was ist das für einer*, ein *Sprich mich nicht an, bevor wir unsere Positionen nicht geklärt haben*. Es war wirklich... verblüffend unsympathisch. Ich sah den beiden noch lange nach.

Nun fragte ich mich, wann ich zuletzt solche Begegnungen hatte und richtig, ich hatte sie in der Zeit erlebt, als ich studiert hatte. An der Universität zum Beispiel oder in bestimmten Kultureinrichtungen war das keine Seltenheit gewesen, so abschätzig angesehen zu werden. Es ist ein Blick, in dem versucht wird, den anderen als Konkurrenten einzuordnen: Gefährdet er mich? Ist er mir überlegen? Kann ich ihn irgendwie hier weg kriegen? Er stört mich!

In meinen Studienfächern ging das natürlich mit einem erheblichen Maß an Bluff einher. Es gab dort eine Menge junger Leute, die viel Energie in ihren intellektuellen und künstlerischen Habitus investierten. Ich weiß noch, einer war aus Wien und er hatte seinen österreichischen Namen französisiert. Heute ist er übrigens Professor. Die Studenten (es waren meistens Männer) schmissen damals mit Namen von Autoren herum, deren Bücher sie selbst nicht verstanden hatten. Sie setzten alles daran, die anderen zu verunsichern. Und sie guckten in etwa so wie die beiden, die nun gerade an mir mit meiner Schubkarre vorbeispaziert waren. Eine Mischung aus Hass und Angst.

Ich will das jetzt nicht weiter ausmalen, denn es gibt überall nette und weniger nette Menschen. Ich will

nur sagen, dass die Konkurrenz um Aufmerksamkeit, Geltung und Anerkennung in meinem Lebensumfeld überhaupt keinen Sinn hat. Es gibt hier so gut wie nichts, worum man miteinander konkurrieren könnte, vor allem nicht durch Coolness oder Bluff. Die einzige Ausnahme ist die Konkurrenz der Landwirte um Land, aber von der kriege ich kaum etwas mit.

Es wird manchmal behauptet, auf dem Land grassiere der Neid zwischen Nachbarn. Nun, es gibt wohl Nachbarschaftskonflikte, aber Neid habe ich persönlich noch nie erlebt. Vielleicht bin ich blind dafür. Aber nicht blind bin ich für den abschätzigsten Blick der anderen. Denn ich habe mich unter diesem Blick sehr unwohl gefühlt. Dieses Missliebige, das hat mich fertig gemacht.

Nun lebe ich seit fünfzehn Jahren auf dem Land und als die beiden Spaziergänger vorbeigegangen waren, wurde mir klar, wie glücklich ich hier bin. Ich bin im Oderbruch gut aufgenommen worden. Die Leute haben sofort anerkannt, dass ich nicht nur als Wochenendler gekommen war, sondern wirklich hier leben wollte. Sie haben mich unkompliziert angesprochen, und auf alles, was ich von ihnen wollte, haben sie wiederum offen und unkompliziert reagiert. Es war einfach, seinen Platz unter diesen Menschen zu finden. Jeden Tag kommt mein Nachbar mit seinem Hund vorbei, wir reden übers Wetter und über Neuigkeiten aus dem Dorf. Wenn ich mit dem Auto vorbeifahre, hebt er seinen Stock und winkt. Er macht mich fröhlich, wie so viele andere hier auch.

Einmal stand unsere Küsterin in der Küche neben mir. Sie war eine strenge und demütige Frau. Nun sagte sie: Jetzt, da der langjährige Pfarrer nach Berlin gegangen sei, habe sie Angst, dass auch ich eines Tages noch gehen könnte. Dann weinte sie. Ich zog damals ins Nachbardorf und wäre damit in einem anderen Kirchsprengel gelandet. Es war die Zeit der Trennung von meiner ersten Frau und tatsächlich war meine Lebenskonstruktion etwas instabil. Aber ich blieb dann doch in der alten Gemeinde. Und diesen Satz von der Küsterin habe ich nie vergessen. Sie ist inzwischen gestorben.

Wenn ich heute darüber nachdenke, was ich vielen hier alles zugemutet habe: Meine ellenlangen und manchmal schwer verständlichen Vorträge, diese ganzen eigenartigen Kleinkunstprogramme, die speziellen Aktionen mit dem Oderbruchpavillon – das war bestimmt nicht immer leicht zu verarbeiten, aber viele Menschen hier haben das dennoch mit Empathie begleitet und mir so die Chance gegeben, mich zu entwickeln. Manche wussten nicht, was sie mit mir anfangen sollten und hielten mich für irgendwie verrückt, aber es gab nie diese erstickenden Affekte, dass einen jemand aus dem Weg haben will. Ich habe mich auf dem Land getraut, viele Dinge anzufangen, für die ich in der Stadt einfach nicht den Mut gehabt hätte. Ich bin den Menschen hier sehr dankbar dafür, dass sie mich so aufgenommen haben. Ich fühle ich mich wohl unter ihnen und kann produktiv und glücklich sein.

Und ich kann von meinen Freunden, die auch aufs Land gezogen sind, dasselbe sagen, sie haben dieselbe Erfahrung gemacht. Wer die Nase nicht hoch trägt, der kann den anderen in die Augen sehen. Und er wird viele unverstellte Blicke treffen, offen wie Fenster, durch die es eine Welt zu entdecken gibt.

Ein guter Ort für Kinder

Neulich war ich mit meinem fünfjährigen Sohn beim Arzt, es war die Zeit für die Voruntersuchung zum Schulbeginn gekommen. Rasmus freut sich sehr auf die Schule, aber ich gestehe, dass sich meine Vorfreude in Grenzen hält. Mit diesem Tag, das habe ich schon zweimal erlebt, zieht ein härterer Takt in das Leben der Kinder und ihrer Familie ein. Man muss früher aufstehen, oftmals, wegen dieser idiotischen Schulbuslinien, unangemessen früh. Die Beweglichkeit in der Gestaltung der Tage und Wochen nimmt ab. Die Konflikte der Kinder untereinander können in der Schule sehr hart sein, wenn sie nicht sorgfältig betreut werden. Und sofern ich die Grundschulen im Oderbruch noch als ziemlich intakte Einrichtungen erlebt habe, die die Kinder mit Engagement behüten und begleiten, so habe ich doch schon ganz deutlich die weiterführenden Schulen vor Augen, die einen unverschämt großen Zeitanteil an den Tagen der Kinder verschlingen.

Diese Entwicklung macht mich traurig und zornig. In wenigen Jahren ist in Deutschland das Ganztagschulmodell durchgepeitscht worden, als sei es ohne Wenn und Aber eine großartige Sache. Hat irgendjemand die Kinder gefragt, wie es ihnen damit geht, wenn sie morgens vor den Eltern aus dem Haus müssen und abends nach ihnen nach Hause kommen? Ich sehe darin eine grausame Abrichtung auf den Arbeitsmarkt und den sozialdemokratischen Optimismus, den inzwischen alle Parteien zu teilen scheinen, dass der Staat sich besser um die Kinder kümmern kann als es die Eltern können, teile ich nur in Ausnahmefällen: dort, wo die Familien wirklich in Schieflage geraten sind. Tatsächlich aber wird die Schieflage mancher Familien als Argument genutzt, um sich einen stärkeren Zugriff auf alle Kinder zu sichern. Ich überlege oft und fieberhaft, wie ich meinen vierzehnjährigen Sohn Levin aus diesem Korsett wieder befreien kann. Ich sehe, dass er, wenn er abends halb sechs nach Hause kommt, überhaupt nichts mehr planen kann, das außerhalb der Logik des Schulalltags liegt. Noch eine Runde Klavier üben, Abendbrotessen, das war es eigentlich. Dieses doofe Wort „chillen“, das vor einigen Jahren in Mode war, drückt die ganze Ohnmacht von Jugendlichen aus, zu nichts mehr Lust zu haben und nur noch in Ruhe gelassen werden zu wollen. Je länger ich darüber nachdenke, umso besser verstehe ich das auch. Wenn ich einen weitgehend fremdbestimmten Tag erlebt habe, dann will ich mich eigentlich auch nur

noch vor den Fernseher hauen und nicht noch Gedichte schreiben – wen wundert es?

Ich habe auf diese Probleme keine Antwort, die meinen Kindern etwas helfen würde. Bildungspolitische Debatten dauern lange und im Moment habe ich das Gefühl, dass die Politik im Bildungssektor verrückt spielt und, gehetzt von Moden und Parolen, ständig neue Dinge fordert. Ich kann nur hoffen, dass Gustav und Levin ihre Grundschule in guter Erinnerung behalten, die in dieser Hinsicht ein geschützter Raum war. Es war eine DDR-Neubauschule, aber sie wird immer ansehnlicher und außerdem herrscht ein guter Ton dort. Beide Jungs haben ihre Klassenlehrerinnen sehr gemocht und sich von ihnen mit vielen Ideen und Projekten begeistern lassen. Und ihr Schulleiter war für sie immer eine wichtige Instanz. Sie verglichen ihn immer mit Harry Potters Schuldirektor der Hogwarts-Zauberschule, mit Albus Dumbledore. Wenn das kein Kompliment ist!

Aber ich wollte ja von Rasmus' ärztlicher Untersuchung erzählen. Er ist ein wacher, kluger Junge, der viel beobachtet und reflektiert. Es gibt Dinge, in denen ist er seinem Alter weit voraus und es gibt andere, da wirkt er, als sei er ein, zwei Jahre jünger. Zum Beispiel malte er bis vor kurzem seine Figuren und Männchen noch kopfherum. Wie soll ich es sagen? Ich mache mir überhaupt keine Sorgen um seinen Bildungsstand, er ist wunderbar entwickelt und er wird seinen Weg machen. Ich glaube sogar, dass Ungleichzeitigkeiten in der Entwicklung

eines Kindes etwas Wertvolles und Produktives sind. So entstehen Charaktere: über asymmetrisch ausgebildete Intelligenz. Etwas eilt voraus und wenn das andere dann nachkommt, dann ist dieses andere ganz eigen und wunderbar intuitiv entwickelt.

Einen solchen Glauben hat unsere pisagetriebene Nation jedoch nicht. Jedenfalls gleicht die Vorschuluntersuchung einer mechanistischen Aufnahmeprüfung. Auf einem Bein stehen und dabei mit den Armen rudern, Figuren erkennen, Malen, Zusammenhänge herstellen, alles wird durchgecheckt. Dagegen ist eigentlich nichts zu sagen, es gibt ja wirklich Entwicklungsdefizite, bei denen man nachsehen muss, ob man dagegen was machen sollte. Aber als Rasmus nun ein unvollkommen ausgebildetes und deshalb zu lispeliges „SCH“, eine zu schlechte Balance, die Missinterpretation einer Figur (die übrigens so doof gezeichnet war, dass auch ich nicht sicher war) und vor allem ein unterentwickeltes Zeichenvermögen (nur vier Elemente statt zehn!) attestiert wurden, da war ich doch froh, dass er mein drittes Kind ist und ich schon Mitte vierzig, also etwas gelassener bin. Denn sonst hätte ich am nächsten Tag in seinem Kindergarten gestanden und hysterisch nach didaktisch schärferem Vorschulunterricht geschrien.

Was wir in Deutschland machen, mit Ganztagschule und Vorschultest und dem ständig erhöhten Druck auf die Kinder, ist eine Synchronisation der individuellen Entwicklungen in einem gesellschaftlichen Anpassungs-

apparat. Charaktere sind unerwünscht, wir bügeln alle schön zurecht, wir sollen zur gleichen Zeit Ja und Amen sagen. Ich bin sicher, im Ergebnis wird ein Drittel depressiv, eines karrieresüchtig und ein drittes wird sich durchmogeln. Wie wollen wir so die Welt retten?

Und da bin ich bei diesem Kindergarten. Er wird von einem Elternverein getragen und liegt in Altranft. Es sind gute Erzieherinnen und Erzieher hier tätig. Sie unterstützen die Kinder darin, ihre eigenen Rhythmen zu finden. Natürlich basteln und malen sie auch und arbeiten Vorschulübungen durch und haben musikalische Früherziehung und, und, und. Aber im Mittelpunkt steht doch das Anliegen, die Kinder in *ihren* Vorhaben zu unterstützen. Dabei haben sie sich etwas gedacht. Sie helfen den Kleinen beim Spielen auf eine so geschickte Art, wie ich es nie gekonnt habe. Es werden Stöcke gesucht und Werkzeuge ausprobiert, es wird alles getan, damit die Kinder den Mut entwickeln, sich selbst etwas vorzunehmen. Ich habe das jetzt mehrere Jahre bei meinen Kindern beobachten können und ich muss sagen: Sie haben buchstäblich gelernt, sich interessant zu beschäftigen. Es ist großartig, ihnen beim Spielen zuzusehen.

Die einzige Sache, der alle Kinder gleichermaßen ausgesetzt werden, ist die Kraft der Sprache. Denn mit den Kindern wird geredet, tagein, tagaus, und die Kinder werden auch angehalten, ihre Belange untereinander zu besprechen und zu klären. Niemand von den Erziehern